

Erleuchtete Schwellen

Der 3. Europäische Kongress für Menschen mit Behinderungen in Prag

Andreas Laudert

Gesang tönt durch das Treppenhaus einer grauen tschechischen Krankenschwesterschule. Es klingt wie der klösterliche Morgengesang von Mönchen. Ist es nicht der Sonnengesang des heiligen Franziskus? Man erreicht den sechsten Stock und hört jetzt den einen oder anderen nicht ganz sitzenden Ton heraus. Der Chor klingt trotzdem eigenwillig intensiv und schön. Wer singt? Was ist das für eine Sprache? Man schaut durch die geöffnete Tür und erblickt Menschen, für deren Auffälligkeit in den kommenden Tagen immer wieder verschiedene, meist dennoch als unbefriedigend empfundene Bezeichnungen gefunden werden. Sind es geistig behinderte Menschen? Menschen mit Behinderungen? Seelenpflegebedürftige? »Menschen mit Menschlichkeitsbedarf«, wie es einer der Organisatoren der Veranstaltung, Thomas Kraus aus Berlin, an einem Abend formuliert? Sind es Mönche?

Der Kurs »Gemeinsam klingen« ist einer von rund dreißig Workshop-Angeboten – neben Exkursionen, Vorträgen und öffentlichen Fest- und Theaterabenden – bei dem 3. Europäischen Kongress für Menschen mit Behinderungen, der vom 18.-21. August im Prager Kongresszentrum am Vysehrad stattfand, einem Ort, wo vor nicht allzu langer Zeit in Hinterzimmern über den Irak-Krieg verhandelt wurde. Der Ursprung des Namens der Stadt Prag – »praha« – lieh der diesmaligen Tagung sein Motto: »Schwelle als Chance«. Vom 26.-29. März 1998 fand der erste Kongress dieser Art im Haus am Köllnischen Park in Berlin unter dem Titel: »Wege zum biografischen Verständnis« statt, Ende Mai 2001 in Dornach der zweite, der das Motto »Brücken bauen« hatte. Das Leitmotiv der im Kern institutionell unabhängigen Initiative lautet: »In der Begegnung leben«.

Die verantwortlichen Persönlichkeiten sind mit



»Orangener Spaziergang« der Kongressteilnehmer durch Prag

der anthroposophischen Heilpädagogik und Sozialtherapie verbunden. Aus einem Menschenbild heraus, das eine vermeintliche Behinderung des *Geistes* des Menschen anzweifelt und das davon ausgeht, dass die Entwicklungswege einer Individualität bewusst auch in eine beeinträchtigte Leibeskonstitution münden oder sich in einer extrem pflegebedürftigen Seele offenbaren können, will diese Initiative Begegnungs- und Entwicklungsmöglichkeiten schaffen – über die jeweiligen Einrichtungen und Lebensgemeinschaften hinaus. Als neu und zukünftig kann dabei der Versuch erlebt werden, angesichts der impliziten Infragestellung der Existenzberechtigung behinderter Menschen z.B. durch die Bioethik neue Lebens-Formen zu erproben, das anthroposophische Menschenbild konsequenter »umzusetzen« und eingetretene Pfade zu verlassen. Zwar werden zahlreiche Fortbildungen und Tagungen für Therapeuten veranstaltet, aber nie Tagungen für die betroffenen Menschen selbst. Wie selbständig können sie sich eigentlich wirklich artikulieren und kennen lernen?

Was liegt heute, am Beginn des 21. Jahrhunderts, *für sie* »in der Luft«? Versucht man als Betreuer, mögliche Willensimpulse behutsam zu kanalisieren, weil man sich bewährt habenden Formen verpflichtet fühlt, oder ist man offen für die ja durchaus erlaubte Frage, ob dringend etwas Neues in die Welt möchte, auch in die Welt der anthroposophischen Heilpädagogik? Hier mag mancher eine tiefe Skepsis hegen. Erstaunlich war es allerdings schon, wie häufig – beispielsweise in dem Gesprächsworkshop »Was wünsche ich mir für mein Leben?« – von Teilnehmern immer wieder der Wunsch, ja die Sehnsucht nach mehr Eigenständigkeit und Entscheidungsbefugnissen zum Ausdruck kam. Dies betrifft oft den Bereich der Wohnverhältnisse und der Partnerschaften. Natürlich sind hier Experimenten Grenzen gesetzt. Natürlich muss man auch vorsichtig sein, darf man nicht alles wörtlich nehmen, was ein behinderter Mensch sagt. Andererseits: Warum eigentlich nicht?

Ein junger Mann aus Wien erklärte: »Ich bin auf dem Weg, am Suchen«. In den Workshops

bilden sich nach einer Weile »Rollen« wie auch bei vergleichbaren Zusammenkünften Nicht-Behinderter: Da ist einer, der gerne viel redet, der eine Diskussion dominieren kann, da ist der Ruhige, Bedächtige, die Egozentrische, die Vermittelnde. Einige sind sich ihrer gesellschaftlichen Diskriminierung bewusst. Sie sind in der Lage – manche mit einer staunenswerten Nüchternheit, manche mit entwaffnender Offenheit und sogar mit Anflügen von Selbstironie –, eigene Entwicklungsprozesse zu reflektieren. »Ich bin ein Choleriker«, gesteht Kai Sparenborg in seiner Ansprache im Plenum. »Ich habe mehrere Schwellen. Ich möchte an ihnen schrittweise arbeiten.« Der Schweregrad der Behinderungen ist unterschiedlich. Aber deutet all dies nicht dennoch auf das gesunde Vorhandensein eines Ich-Organs, eines Bewusstseins für die eigenen innersten Willensimpulse hin?

Der selbstbewusste Anspruch eines »Kongresses« – das klingt für Außenstehende zunächst etwas seltsam, zumal es ein Kongress nicht nur für und mit, sondern auch *von* Menschen mit Behinderungen ist. Betreute werden in die inhaltliche Vorbereitung miteinbezogen, selbstverständlich nimmt ein »Mensch mit Behinderung« aktiv an der Pressekonferenz teil. Später wird er ein Grußwort halten. Auch seltsam? Die junge Korrespondentin der »Prager Zeitung« wundert sich, will mehr wissen, regt eine Professionalisierung der Werbung an. Die tschechischen Journalistinnen bemerken überrascht, dass vor den auf dem Podium Sitzenden ja »nur ein Namensschild« stünde und keine Organisation oder Institution. Offenbar herrscht hier Erklärungsbedarf. In der Tat geht die Idee auf einen – wie es in der Projektmappe heißt – »freien und offenen Zusammenschluss von engagierten Menschen« zurück, die sich zusammen mit Helfern vor allem aus Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden für eine Sache zusammentun und die dann, mehr oder weniger, wieder auseinandergehen. »Die Welt ist kompliziert geworden. Wenn wir was zu sagen hätten, wär's wahrscheinlich einfacher!« wird Hans-Werner Lossen, der selber einen Rollenspiel-Workshop leitet, später in seiner Ansprache äußern. Nach allen bisher stattge-

fundenen Kongressen war es eine offene Frage, ob und wo es eine Fortsetzung geben würde. Man arbeitet seit nunmehr neun Jahren ehrenamtlich, ohne Verträge oder ähnliches, zusammen. Als Rechtsträger und Kooperationspartner steht diesmal – als dienende Institutionen – der Verband für anthroposophische Heilpädagogik, Sozialtherapie und soziale Arbeit e.V. in Deutschland zur Seite. Die Zahl der Teilnehmer, vor allem aber auch die der Anmeldungen (nicht alle, die wollen, können dabei sein) sowie die Zahl der anwesenden Nationen stieg von Kongress zu Kongress stetig. In Prag trafen sich über 600 Teilnehmer aus 21 Nationen, von Portugal über Russland und den Libanon bis zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Mit dem dritten Kongress in Prag wurde die Schwelle nach Osteuropa überschritten.

Schon am ersten Abend entstand eine freudige Stimmung von Begegnung und Begeisterung. Wenn die Sonne unterging, bot der Prager Himmel ein prächtiges leuchtendes Farbenspiel; durch die riesigen Fenster des Kongresszentrums hatte man einen Überblick über die ganze Stadt. Ist es nun »authentisch« oder ist es »triebgesteuert«? Wie die Teilnehmer es frühzeitig vermochten, die natürliche Verhaltenheit

des ersten »Beschnupperns« in dem kühl-sozialistischen Kongressgebäude hinter sich zu lassen, oder zeigt sich hier eine Kraft und geistige Dynamik, die erstaunen muss, die ansteckt, die mit Macht Brücken baut und in der Begegnung wahrhaft auflebt? Ein Beispiel hierfür waren der erste und der letzte Abend, an dem getanzt, gesungen und musiziert wurde. Den Organisatoren vor Ort um Tomás Adamec und um die Studenten und Studentinnen der von Anezka Janátová geleiteten Prager Akademie Sociálního Umeni war es gelungen, erstklassige volkstümliche tschechische Musik- und Tanzensembles zu verpflichten, deren umjubilante Mitglieder freilich sehr schnell Bekanntheit machten mit dem ausgeprägten Willen der Teilnehmer zur Eigenaktivität. Man kann wohl ohne Übertreibung von einer friedlichen Erstürmung der Bühne sprechen, von einer Verwandlung des Saales in ein ausgelassenes Fest. Stühle wurden beiseite geräumt, die sichtlich gerührten Musiker improvisierten. Menschen mit Behinderungen wollen nicht nur Konsumenten, nicht nur Zuhörer oder Zuschauer sein oder ständig unterhalten und begleitet werden – sie wollen mitmachen.

Dabei feierte man sich in den Tagen keineswegs



Fotos: Thomas Kratz

Dankesworte

die Drei 10/2005

selbst oder stilisierte oder verklärte die Veranstaltung. Das soziale und geistige Niveau war hoch. Dem sehr feinen, ohne platt zu sein verständlichen Vortrag von Rüdiger Grimm über Schwellenerfahrungen und über das Bemühen, ein »Bürger des Lebens« zu werden, wurde aufmerksam gefolgt. Eine heilige Nüchternheit – um mit Hölderlin zu sprechen – erfüllte das Publikum. Am nächsten Vormittag wiederum, beim Vortrag des Künstlers David Newbatt, war der Saal eine einzige Performance. Der substarreiche Beitrag am Sonntag von Tomás Bonek, Priester der Christengemeinschaft in Prag, der auf die während des Kongresses verteilten orangenen Mützen und auf die friedliche Revolution in der Ukraine anspielte, sowie die Dankesworte der Teilnehmer waren noch einmal ein Höhepunkt. Mit einem Blick in die Zukunft und dem Hinweis auf einen weiteren »orange leuchtenden Brückenpeiler«, der jetzt nach Berlin und Dornach in Prag errichtet wurde, fand die unter der Leitung von Alfred Leuthold technisch gewissenhaft und gelungen organisierte Tagung einen würdigen Abschluss.

Wenn man einen Wunsch für die Zukunft äußern wollte, so wäre es der nach noch mehr Mut, noch mehr Öffentlichkeit, nach mehr Chancen für Nicht-Behinderte, so genannte Menschen mit Behinderungen zu erleben. Das wäre – nach drei erfolgreichen Kongressen – vielleicht der nächste Schritt. Für den neutralen Beobachter war es mit am aussagekräftigsten zu erfahren, wie die Bediensteten des Prager Kongresszentrums auf die Gäste reagierten. (Freudig und dankbar übrigens.) Denn hier liegt die Herausforderung der Gegenwart. Provokativ formuliert: Miteinander feiern können behinderte Menschen auch zuhause ziemlich gut, gerade in den anthroposophischen Lebensgemeinschaften, wo das kulturelle und soziale Element auf eine ganz andere Weise gelebt wird als anderswo. Aber die Hemmschwelle

der Öffentlichkeit, durch die Möglichkeiten der Gentechnik die Existenz behinderter Menschen nach und nach als unnötig zu betrachten, sinkt in dem Maße, wie der Einzelne keine konkreten Erfahrungen mit behinderten Menschen macht: mit der sich verschenkenden Liebe Mongoloider, mit der Hellföhligkeit psychisch Beeinträchtigter, mit den Talenten körperlich Behinderter. Warum nicht im Konzept verankert, dass ein Kontingent interessierter »einfacher« Bürger, aus welchem Teil der Welt auch immer, *gemeinsam* mit behinderten Menschen feiern, reden, in Workshops sich austauschen, sich begegnen kann? Solche »gemischten« Kongresse lägen nicht zuletzt im Interesse von Menschen mit Behinderungen. Neue Kontakte könnten entstehen und dadurch vielleicht auch neue Finanzierungsmöglichkeiten.

So oder so: Dieser Brückenbau muss weitergehen. Dabei orientiert sich die Bewegung »In der Begegnung leben« nicht an vordergründigem Erfolg (in der Öffentlichkeit), an der fixen Idee einer Veränderung von Formen als Selbstzweck oder an einem blinden Aktionismus. Aus Einsicht in eine Zeitnotwendigkeit, aus der Sache und aus einer spirituellen Grundhaltung heraus stellen Persönlichkeiten sich zur Verfügung, um Menschen, die sich selber nur schwer öffentlich organisieren und artikulieren können, ein Forum der Begegnung zu schaffen.

Ein Workshopteilnehmer aus Deutschland, beim gemeinsamen Kaffee gefragt, was denn *sein* Hauptwunsch sei an das Leben, dachte einen Moment nach und antwortete:

»Dass alles gut geht.«

»Was meinst du mit ›alles‹?«

Robert lächelte – traurig und zuversichtlich zugleich, unsicher noch, aber vorsichtig hoffend – und wiederholte schlicht seine Antwort:

»Dass alles gut geht.«

Er nippte an seiner Tasse und bekräftigte: »Alles.«

Wann ist der Mensch ein Mensch?

Individualität und Eingriff. Ein neues Buch zur Bioethik¹

Andreas Laudert

Das 20. Jahrhundert wurde sehr stark von miteinander konkurrierenden Vorstellungen, wie die Menschen zusammen wirtschaften sollen, dominiert. Das 21. Jahrhundert wird diese Auseinandersetzung weiter führen – doch ist eine Verschärfung eingetreten: Was für ein Bild *vom Menschen selbst* legen wir unserem Zusammenleben zugrunde? Je nach dem, was wir darauf antworten – und ob unsere Antworten dogmatisch und eindimensional ausfallen oder dialogfähig und suchend bleiben –, wird das Soziale von ihnen verändert werden. Die grundlegenden, ewigen Fragen nach dem Wesen des Menschen und des Lebens sind unumkehrbar konkrete politische geworden. Die jüngsten Forschungsergebnisse in Naturwissenschaft und Medizin ermöglichen neue Heilungsmethoden, aber auch folgenreiche Eingriffe in das Selbstverständnis unserer Gesellschaft, zum Beispiel durch Prognosen über den »Wert« eines werdenden individuellen Lebens. Typisch für die kontroverse öffentliche Diskussion ist, dass sowohl positivistisch-pragmatische als auch kulturpessimistische Positionen moralisch argumentieren: Es soll Leid gemindert, Würde bewahrt werden. Aber was ist Leid? Was ist Würde? Und »wann ist ein Mensch ein Mensch?«

Dieser Frage stellen sich verschiedene Autoren in dem von Johannes Denger zusammengestellten Band zur Problematik der Bioethik, »Individualität und Eingriff«. Vorweg ist zu sagen, dass – wenn auch die Dichte und die Lesbarkeit der Texte unterschiedlicher Qualität sind – alle Aufsätze eine lohnenswerte Lektüre darstellen, weil aus vielfältigen Perspektiven, Kompetenzen, Lebens- und Berufsfeldern heraus auf das Thema geblickt wird. Dabei erweist sich die Entscheidung des Herausgebers als richtig, den Begriff der Individualität in das Zentrum des Buches zu stellen, weil hier alle Fäden zusam-

menlaufen. Leserfreundlich ist auch eine knappe Übersicht im Vorwort, die in die einzelnen Artikel einführt. Zwar ist die Reihenfolge der Aufsätze nicht immer plausibel. Manche eher eine Überschau bietenden erscheinen in der Mitte, eher spezielle zu Beginn. Andererseits macht es die Publikation auch »ehrlich« und lebendig, denn eine Hierarchie der Perspektiven kann es hier nicht wirklich geben. Eine anthroposophische Grundhaltung verrät das Buch gerade dadurch, dass es dem interessierten Leser diese verschiedenen Perspektiven ermöglicht.

Es ist dabei ein Unterschied, ob das eigene Denken angeregt und herausgefordert wird – was ja den Menschen zum Menschen (und den Leser zum Leser) macht –, oder ob man mehr oder weniger »nur« Wissen und Haltungen zur Kenntnis nimmt oder Einblick erhält in aktuelle persönliche Studien. Gerade dem vorliegenden Thema ist es angemessen, im Durchdenken eines Sachverhalts miteinander das Problembewusstsein so schärfen zu können, dass der Einzelne am Ende nicht bei einem fixen Urteil ankommt, sondern bei einer Bereicherung des eigenen Urteilsvermögens. Es ist nicht einfach, den Zusammenhang zwischen einer mehr philosophischen, allgemein-menschlichen Ebene und der Ebene konkreten biomedizinischen Fachwissens oder der Tagespolitik anschaulich-pointiert darzustellen und die wesentliche Fragestellung herauszufiltern. Wo dies gelingt, wird es spannend.

Roland Kipke, 1972 geboren und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sekretariat der Enquete-Kommission »Ethik und Recht der modernen Medizin« des Deutschen Bundestages, proble-

1 JOHANNES DENGEL (Hg): »Individualität und Eingriff. Zur Bioethik: Wann ist der Mensch ein Mensch«, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2005. 250 Seiten, 18,50 EUR.

matisiert in seinem differenzierten und spannend zu lesenden Beitrag über »Individualität und die Frage nach dem Status menschlicher Embryonen« allzu einfache, einer spirituellen Anschauung entspringende Argumentationsmuster. Mit auch für den Laien nachvollziehbaren Begriffsbildungen und mit ebenso viel Behutsamkeit wie Scharfsinn kritisiert er, dass gerade die Anthroposophie ihr ureigenes Differenzierungsvermögen »in der bioethischen Debatte teilweise nur eingeschränkt« entfalte, weil »in der kategorischen Ablehnung der biomedizinischen Umgangsweisen mit dem Embryo das Menschsein zuerst spirituell verstanden ... und dann doch mit der materiellen Grundlage ... identifiziert« werde. Zweifelhaft ist für den Autor keineswegs die Integrität von Leib, Seele und Geist, vor deren Hintergrund materialistische Hierarchisierungen der Schutzwürdigkeit menschlicher Wesen bzw. menschlicher Persönlichkeit abgelehnt werden. Das eigentliche Problem sind vielmehr die Grauzonen der biotechnologischen Forschung, »Umwelten ... in denen sich Lebendes zu erhalten und ... zu entwickeln vermag, ohne dass es als Leib dient.« Dieses Leben stehe »dem Menschlichen sozusagen sehr nahe« und kann Forscher verleiten, diese Grenze zu verwischen und einen instrumentellen Umgang mit Menschen gewissermaßen einzuüben. Forschung mit extrakorporalen Embryonen sei also nicht aus kategorischen Gründen, sondern aufgrund »konsequenzialer« Argumente zu hinterfragen: »So kann es Eingriffe geben, die sich nicht *direkt* gegen Individuen richten und dennoch *indirekt* negative Auswirkungen für Individuen und das Prinzip der Individualität haben. Wir müssen uns also um der Individualität willen um Eingriffe in das Nicht-Individuelle sorgen.« (Hervorhebungen im Original)

In Bartholomeus Maris' Ausführungen über Fortpflanzungsmedizin und in-vitro-Fertilisation ist es der Hinweis auf den Unterschied von Befruchtung und Empfängnis – Empfängnis ist, anders als die Befruchtung, viel mehr ein zeitlicher und übersinnlicher Prozess, bei dem das sich inkarnierende Individuum sich mit der befruchteten Eizelle verbindet –, der überhaupt

erst die Dimension erschließt, in der eine Debatte über Fortpflanzungsmedizin sachgemäß geführt werden kann.

Eine Brücke von der anderen Seite her spannt Wolf-Ulrich Klünkers Beitrag »Wer bleibt? Die Grenze der Ich-Erfahrung«, der nach den natürlichen schöpferischen Möglichkeiten des Ich fragt und dabei eine »Psychologie der Zukunft« in den Blick nimmt. Klünker charakterisiert die Gegenwart in ihrer Tendenz des Auseinanderfallens von Selbsterleben und Selbsterkenntnis und konstatiert, »dass immer mehr die Zukunft, weniger die Vergangenheit ursächlich wirkt«. Dies fühlt die Seele heute längst, ohne dass es der Einzelne bewusstseinsmäßig fassen, geschweige denn steuern könnte. Zukunftsbezogen tätig werde das Ich nicht, »indem es Prognosen über die Zukunft aufstellt, sondern indem es ... die Wirkungen des eigenen Tuns, Lassens und Erlebens beobachten lernt.« Wie in vielen anderen seiner Publikationen versucht Klünker, dabei bis an die Grenze des Formulierbaren gehend, aber diese Grenze sich und dem Leser bewusstmachend, die geisteswissenschaftliche Perspektive im Denken gleichsam zusammenzuziehen auf den Moment reiner Ich-Aktivität, um von dort aus Kraftwirkungen zu entfalten und zu beobachten. So würde aus der Autonomie des Menschen, die sich vor Eingriffen schützen muss, »Autonomie als Eingriff«, die sich aus sich heraus immer zu schützen weiß, weil sie gestaltend bleibt und Realitäten nicht feststellt, sondern schafft. Die Möglichkeiten der Genforschung befördern hingegen eine Allgemeinheit, »an der das Individuum bestenfalls partizipieren, sie aber nicht als geistiges Erlebnisfeld eigener Individualität empfinden kann«.

Hilfreiche Gesichtspunkte für eine fundierte Urteilsbildung über gesellschaftliche und technologische Entwicklungen und Symptome liefern auch Johannes Wirz in einem kenntnis- und umfangreichen Beitrag über »die Entzauberung von Geburt und Tod«, in welchem sich u.a. eine sachliche Auseinandersetzung mit den Positionen Peter Singers findet, Karl-Martin Dietz' systematische Spurensuche nach dem Individualitätsbegriff im Werk Rudolf Steiners sowie

Wolfgang Schads grundlegende Betrachtungen, die das Thema vor dem Horizont des Wiederkörperungsgedankens beleuchten. Katrin Grüber und Sibylle Scholz hinterfragen in ihrem gut lesbaren Artikel Wunsch und Wirklichkeit der Gendiagnostik und weisen auf die Perspektive Betroffener hin: Wo verwischt bei der Präimplantations- und Pränataldiagnostik die Grenze zwischen Prävention und Selektion?

Wie können eine andere Forschungspolitik und ein anderes Diskussionsklima subtile »genetische Diskriminierungen« vermeiden?

Dem auch äußerlich angenehm gestalteten Buch, zu welchem der seit langem in der anthroposophischen Sozialtherapie tätige Herausgeber zwei eigene Beiträge beisteuert, ist zu wünschen, dass es interdisziplinäre Brücken baut und viele Leser erreicht.

Kaiserliche Botschaft

Eine ätherische Hörerfahrung

Ute Hallaschka

Jetzt bin ich gespannt: Ich habe seine Stimme noch nie im Original gehört. Aber was heißt original im Zeitalter der Konserven? Es ist Thomas Manns Stimme, der kurz vor seinem Tod eine Rede hielt im Stuttgarter Staatstheater zum Schiller-Gedenkjahr 1955.¹ Ich lege die CD ein und stelle mich selbst innerlich ein auf ein Erlebnis der Vergangenheit. Ohne es recht zu reflektieren, erwarte ich einen Gang ins akustische Museum. Thomas Mann – ein Zeitalter, das dachte, sprach und sich rhetorisch bewegte wie er – das scheint so unwiderruflich vorbei und abgeschlossen und als Vorstellung beinahe weiter entfernt zu liegen als die Kaiserzeit. Der Kaiser, als historische Größe fassbar, stammt aus der Vorzeit einer märchenhaft anders gebildeten Welt – der Autor dagegen aus einer sonderbar entlegenen Gegenwart, der klassischen Moderne. Dies schießt mir blitzartig durch den Kopf, bis ich im letzten Augenblick, ehe es losgeht, bemerke: Mensch – das bin ja ich, um diese Zeitwende, Mitte des letzten Jahrhunderts geboren. Hier stehe ich auf beiden Ufern der Zeit und kann nicht anders und rufe zu mir herüber: Wie geht es dir – lebst du noch oder bist du ausgestorben – Mensch, der du annähernd aus den Tagen der Geistesgegenwart von Thomas Mann stammst?

1955 herrscht eine Art Vakuum in der deutschen Atmosphäre: die Trümmerjahre vorüber, das

Wirtschaftswunder auf dem Vormarsch und die 68er noch in den Kinderschuhen. Was niemand auszusprechen wagt, so nah am Krieg und so weit entfernt von der Zukunft – Thomas Mann tut es: Er beschwört ein Menschenbild. Mit aller Kraft, mit allem ihm zu Gebot stehenden Pathos, ungebrochen und unbeirrbar, spricht er vom deutschen Idealismus – er spricht aus ihm heraus. Während seiner Rede, von allem Anfang an, kann man nicht anders als denken – man muss sie mitentwerfen, die Rede.

Ich denke: Was ist eigentlich ein Ideal? Unter allen Umständen ist es die Paradoxie, dass es nicht wirklich ist. Ein wirkliches Ideal kann es nicht geben, sonst wäre es nicht was es ist. Sobald das Ideal eintritt, ist es verschwunden. Wo ist es also? Es kann nur in der Kraft gesucht werden, mit der man sich darauf zu bewegt. Es lebt im Unterwegssein auf seine Unerreichbarkeit hin, in der ewigen Annäherung – im Zustand der Sehnsucht, nicht dem der Befriedigung. Darum kann die Haltung des Idealisten nur die des Liebenden, nicht die des Geliebten sein. In der idealistischen Spannung des Gemüts wird der Geist bedingungslos zum Jäger aus der Hingabekraft des Sehnsüchtigen. Er wird aber zugleich mit aller Kraft alles verneinen, was dieser Hingabe entgegensteht. Hier droht der Abgrund, die Entscheidung liegt in der Richtung des polaren Kräftespiels. Bleibt